

naler Institutionen sowie zur Stärkung der Menschenrechte gemacht. Der Artikel endet mit einer Kritik an Carl Schmitts Einwänden gegen derartige Konzeptionen. *Axel Honneth* stellt die Frage, ob der Universalismus der Menschenrechte eine moralische Falle ist. Ausgangspunkt ist der Kontrast zwischen einer moralfreien realpolitischen und einer mehr moralisch-idealistischen Sicht der Politik. Sprechen die Bürgerkriege seit dem Zusammenbruch des Ost-West-Konflikts zugunsten der Hobbeschen Theorie oder kann die internationale politische Situation auch in einer Modifikation der Thesen Kants interpretiert werden? Trotz mancher negativer Erfahrungen läßt sich doch generell eine Tendenz zur Demokratisierung feststellen. Honneth verteidigt die Menschenrechte, deren globale Durchsetzung bei immer mehr Gruppen Unterstützung findet, gegen Enzensbergers Kritik an ihrer christlichen Herkunft, die auf Gehlen zurückgeht. *James Bohman* untersucht den Öffentlichkeitscharakter des Weltbürgers. Er plädiert im Sinne Kants für eine kritische Öffentlichkeit, die den zur Bekämpfung internationaler Rechtsbrüche nötigen Druck ausübt, damit sich die Vernunft durchsetzt. Es ist Aufgabe der Bürger, durch geeignete Institutionen eine Art von kritischer Weltöffentlichkeit zu schaffen, die allein weltbürgerlich agieren kann, da die internationalen Organisationen und Gremien von den Interessen der verschiedenen Staaten dominiert werden. *Thomas McCarthy* widmet sich der Frage eines vernünftigen Völkerrechts. Er zieht Kants Konzeption den Vorschlägen von Rawls vor, die die metaphysischen Implikationen der Kantischen Theorie vermeiden wollen. Denn bei Rawls wird der Gedanke des Völkerrechts in seinen neueren Schriften immer mehr ausgehöhlt, da seine Konzeption bereits wohlgeordnete hierarchische Gesellschaften voraussetzt, damit die internationale Rechtsordnung akzeptiert wird, während er keine ausreichende kulturübergreifende theoretische Rechtfertigung für die Verbesserung ungerechter Strukturen liefert. Hier ist Kant vorzuziehen, der alle Autoritäten einer freien und offen geäußerten Prüfung durch die Vernunft unterziehen will. *Kenneth Baynes* konfrontiert die Kantische Konzeption mit kommunitaristischen und kosmopolitischen Herausforderungen. Kants prozeduraler Liberalismus ist nämlich nach Meinung der Kommunitaristen nicht ausreichend. Nach Taylor kann die Freiheit nur da gedeihen, wo man sich mit seinem Vaterland identifizieren kann, was der reine Liberalismus nicht zuläßt. Allerdings scheint Taylors Konzeption einer Erweiterung und Differenzierung zu bedürfen, die dann nicht mehr unbedingt im Gegensatz zu Kants Ideen steht. Sowohl innerstaatlich als auch international spricht sich Baynes für einen demokratischen Neokorporatismus aus, also für eine gestufte politische Ordnung. In ähnlicher Weise schlägt er als Vermittler zwischen Liberalismus und Kommunitarismus einen Verfassungspatriotismus vor, der kulturelle Pluralität erlaubt. *David Held* entwirft eine neue Agenda für weltbürgerliche Demokratie und die globale Weltordnung. Ziel ist ein weltbürgerliches demokratisches Gesetz mit entsprechenden Institutionen, die von Kants Vorschlägen abweichen. Eine Analyse der heutigen internationalen politischen Situation zeigt die Notwendigkeit einer Neudefinition der politischen Gemeinschaften angesichts der Überschneidung nationaler und internationaler Bereiche. Es ist eine demokratische Rechtsordnung auf Weltebene anzuzielen, die auf Konsens beruhen muß. Dazu bedarf es einer ausgewogeneren und effektiveren Konzeption der UN, übergreifender regionaler Parlamente und einer Weiterentwicklung des internationalen Rechts auf den verschiedenen Gebieten, was im einzelnen näher ausgeführt wird. Auf diese Weise können Demokratie und Menschenrechte in den Staaten von innen wie von außen gestärkt werden.

H. SCHÖNDORF S. J.

HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH, *Vorlesungen über die Philosophie der Kunst*. Berlin 1823. Nachgeschrieben von Heinrich Gustav Hotho. Hrsg. *Annemarie Gethmann-Siefert* (Vorlesungen, Ausgewählte Nachschriften und Manuskripte, 2). Hamburg: Meiner 1998, CCXXIV/439 S.

Gleich eingangs zeigt sich der Tenor der 210seitigen Einleitung (warum ohne Inhaltsverzeichnis?): der vielleicht vergessene Berliner Kunsthistoriker Hotho wirke „fort unter dem Namen seines philosophischen Lehrers Hegel bis in die gegenwärtige Diskussion um Sinn, Möglichkeit und Aktualität einer philosophischen Ästhetik“ (XIX).

I. Aktualität der Hegelschen Ästhetik. Vom sonstigen Totalitäts-Verdikt ausdrücklich ausgenommen, präge sie Kunst- und Literaturwissenschaft – oft zu deren Schaden. Das systematische Urteil „Ende der Kunst“, womit Hegel nur „die Orientierungsleistung der Kunst in der modernen Welt“ von ihrer Bedeutung in der Antike unterscheiden wollte (XXIV), suchen schon die Schüler im Blick auf seine phänomenologische Befassung mit den Werken abzuschwächen. Auch Hotho – im Gegensatz zur Enzyklopädie –, mittels Interpolation emphatischer Kunsturteile (XXV, XXXVf), durch „Nachbesserung in großem Stil und in einem ... erschreckenden Ausmaß“ (XLI). Allein sein Editionsbericht hätte, zumal nach Lassons Erstversuch, auf den Weg zu den Quellen bringen müssen. II. Quellen der Ästhetik, 1. Text- und Gedankensplitter, vom Systemprogramm an: Wallenstein-Aufsatz (1801), Realphilosophie 1805/06, Phänomenologie, Nürnberg, Enzyklopädie 1817. 2. Nachschriften der vier Berliner Vorlesungen (1820/21, 1823, 1826 [reichstes Material – LXVIII], 1828/29), die G-S in ihren Abänderungen charakterisiert (sie unterscheiden sich so, „daß man von ‚der Ästhetik‘ Hegels nicht mehr wird reden dürfen“ – LXXXVIII); schließlich Texte zu Hothos eigener Ästhetikvorlesung. Daraus wird nun 3. seine Nachschrift von 1823 zum Abdruck gewählt, weil besonders interessant: eine Mitschrift, „nachträglich am Rand mit Gliederungsnotizen und kurzen Zusammenfassungen des Inhalts versehen“ (LXXXI) sowie durch genaue Zitate ergänzt. Daß die Edition nicht bloß historischer Bereicherung dient, sondern „der erstmaligen Herstellung einer adäquaten Basis der sachlichen Diskussion mit und um Hegels Ästhetik“ (LXXXVII), soll im folgenden an ausgewählten Fällen aufgezeigt werden: III. Hegels Kunstphilosophie im Spiegel ihrer ursprünglichen Rezeption. In den formalen wie inhaltlichen Modifikationen der Vorlesungen hält sich auf ihrem systematischen Fundament die Konzeption durch, unterscheidet sich jedoch „prinzipiell von der 1835 publizierten Ästhetik“ (LXXXIX): 1. Systematik und formale Struktur. Hegel hat in den Vorlesungen nicht strikt systematisiert, so klar er sie systematisch fundiert; und es geht ihm „immer um die Frage der kulturellen Relevanz, nicht des ästhetischen Wertes“ der Künste (CV). Aus der geistesgeschichtlichen Bestimmung (wonach die griechische Kultur „als ganze ‚Kunst-Werk‘“ war – CX) folgt so die These vom Ende der Kunst, sie führt aber nicht zum Klassizismus der Druckfassung (CIX), weil Hegel nicht die Werke zum Maß nimmt, sondern die Kultur-Funktion von Kunst. 2. „Ideal“ und Kunstformen. Die Definition des Ideals als „sinnliches Scheinen der Idee“ findet sich in den Quellen nicht (CXX). Tatsächlich ist Kunst „Vorstellung einer Vorstellung“, also ein Reflexionsphänomen – „in der Form des spekulativen Aufscheinens“ (CXXIII), und das Ideal Dasein, Existenz, Lebendigkeit der Idee (CXXIX): „die Idee zugleich mit ihrer Wirklichkeit“ (CXXX). 3. Die Künste im Licht der Philosophie. „Nicht das Kunsturteil des Kenners steht im Brennpunkt des Interesses, sondern die Frage nach der geschichtlichen Bedeutung der Kunst“ (CXXXVII), mit differenzierterer Einschätzung der Schönheit. Hegel betont den Werk-Charakter der Kunst; selbst die schönste Kunst ist dies „nicht unter einem rein ästhetischen Gesichtspunkt“ (CLII), sondern als die höchste Weise des Bewußtseins ihres Volkes; er kritisiert zeitgenössische Malerei weniger ästhetisch als wegen ihrer Gefühlsbetonung. (Dürftig bleibt in den Quellen vor allem die Musikästhetik; siehe 270 über neuerliche „architektonische Gebäude der Harmonie“, „die nur den Kenner befriedigen“. „Je selbständiger [Musik] wird, desto mehr gehört sie nur dem Verstande an und ist eine bloße Künstlichkeit ...“) Die Poesie (als vollkommenste Kunst) erscheint entweder als schön, doch nicht mehr allgemein belangvoll oder als „nicht-mehr-schöne Kunst mit wahren sittlichem Pathos“ (CLXXXV); eigens geht G-S der „philosophischen Relevanz editorischer Eingriffe“ (CXC) anhand von Hegels Auseinandersetzung mit Goethe und Schiller nach. Überhaupt finden sich für kunstrichterliche Zugriffe in den Nachschriften keine Anhaltspunkte (CCXIV). IV. Nachschriften – „trübe Quellen“? „Wie [Hegel] für die philosophische Ästhetik die Frage des Bananen an die Kunst, was sie ‚für uns‘ sein könne und solle, zum maßgeblichen Aspekt erhebt, so sollte man auch im Zuge der Textrekonstruktion die problemorientierte Relevanzfrage als richtungsweisend betrachten“ (CCXVI). Hörer lobten die Klarheit der Vorlesungen, und mit deren Nachschriften haben nicht bloß ihre Verfertiger, sondern auch Kommilitonen, ja Hegel selbst gearbeitet. (Eine Auflistung der herangezogenen Exemplare wäre hilfreich.)

Im Sinn dieser ausführlichen (mitunter auch redundanten) Einleitung folgt nun die Hothosche Nachschrift, mit seinen (in eigener Type eingerückt) nachträglichen Absatz-Zusammenfassungen: Nach (1–46) der Einleitung (47–204) der allgemeine Teil (Das Schöne überhaupt, die allgemeinen Kunstformen) und (205–312) der besondere (die Künste, von der Architektur bis zur dramatischen Poesie). Eine „verschlankte“ und zugleich reizvoll unmittelbare, lebendige Ästhetik. Im Anhang – reihenüblich – Rechenschaft über die Textherstellung, Anmerkungen, die vor allem Zitate ausweisen (329–381), schließlich Sach- und Namenverzeichnis. Unter den Corrigenda nenne ich LIX⁴⁰: „auch“ streichen? CCXXIV¹⁷⁰: und geht; den falschen Dativ LXXIV, Abs. 3, Z. 2 und CXII, Z. 5; 321²: statt „definiert“ „legt“? 318, Mitte des 3. Abs.: statt „auf der linken oberen Seite der Blätter“ „am Innenrand“; 336 (8, 22): Epistola singularisch; 340 (21, 7): nicht eher (vgl. 39, 22) 81, 30?; 343 (30, 11): Die Gesänge der Divina Co(m)media haben keine anzeigenden oder kommentierenden „Eingangverse“; 348 (100, 13): daimones.

J. SPLETT

WYDER, MARGRIT, *Goethes Naturmodell*. Die Scala Naturae und ihre Transformationen. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 1998. 341 S.

Vor Goethes Naturwissenschaft herrscht of Befremden. Was die einen affirmativ abseits der offiziellen Fachwissenschaften weiterführen, beargwöhnen die anderen als diletterenden Diskurszwitter von zeitgebundener Forschung und Philosophie. Von dieser vorschnellen Alternativrezeption heben sich immer wieder wissenschaftshistorische Studien ab, die das Befremdende in Goethes Denken nicht in den jeweiligen Diskurs auflösen, sondern rekonstruieren und verstehen helfen. W.s Arbeit, 1996 bei Michael Böhler in Zürich als Dissertation vorgelegt, will „Goethe als Erbe und Vermittler der reichen naturphilosophischen Tradition“ zeigen und sich so einer vorschnellen Adaption seiner „- vermeintlich oder tatsächlich – progressiven Paradigmen“ entgegenstellen (3).

Die *Scala naturae* gilt dabei als „das Ganzheitsparadigma der abendländischen Wissenskultur“ (4), das erst in der Moderne durch das Modell des dreidimensionalen Netzwerks abgelöst wird. Ein Darwinianer war Goethe nicht und konnte es auch nicht sein (Kap. 1: 5–17), wie Ernst Haeckel 1866 in seiner Deutung des Morphologie- und Typus-Begriffs behauptete; weder hatte er ein „foreboding“ (= Vorahnung) von Darwins Evolutionslehre (was ein teleologisches Verständnis von Wissenschaftsgeschichte unterstellt), noch konnte sein Diskurs bloß die Reproduktion der Generationenkette. Auch die Assimilation der Nahrungskette und die Palingenesie der Wiedergeburtenskette (9; vgl. 36ff., 80, 123) spielten in sein Denken hinein, was von Linné, Buffon und Haller geprägt, aber nicht fixiert ist. Seine Natur bleibt kein „objektives“ Gegenüber zur Theoriebildung, sondern erschließt sich dem erkennenden Subjekt real-symbolisch im Urphänomen, das subjektiv-objektiv konstituiert wird. „Der *Diskurs über die Natur* verwandelt sich so in einen Dialog *mit* der Natur“ (15). Das gradualistische Weltmodell (Kap. 2: 18–45) der *byle* schreibt sich von der aristotelischen Biologie her: Natur ist hierarchisch geordnet, stetig und statisch (*natura non facit saltus*), und der Mensch findet „seinen unverrückbaren Ort im Kosmos“ (26), der nach der Allegorie der *Aurea Catena Homeri* (Ilias VIII, 18–26) vom Olymp abhängt. Die goldene Kette verbindet symbolisch die metaphysischen Gegensätze von Licht und Finsternis, Geist und Materie, Sein und Nichts. Als kosmische Metapher läßt sich die so situierte „Oberwelt“ der Neuplatoniker leicht christianisieren (28): an die Stelle von Plotins drei Hypostasen treten die göttliche Trinität und die Engelsgrade (Dionysius Areopagita), und die Jakobsleiter wendet das homerische Bild ins biblisch-christliche (29). Als mechanistische Kausalitätsbeziehung taucht sie bei Descartes auf, und Leibniz formuliert sie als Gesetz der Kontinuität (32), wobei Vakuum und Zufall die räumliche bzw. zeitliche Lücke für Nicht-Determiniertes öffnen (34). Distinktes Erkennen des kontinuierlich geordneten Ganzen ist allein Gottes Sache, einzelne „Mittelglieder“ lassen sich durchaus entdecken. Palingenesie und Präformation (als „Einschachtelungslehre“) lassen eine wissenschaftliche Antwort auf die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele zu, wie sie auch der späte Goethe noch kennt (36f.). Eine solche monarchische Ordnung der Na-